

Dermisches.

Mit 800 M. Kapital gründete der schon mehrfach vorbestrafte Agent Ulbrig aus Oschersleben in Dresden ein „Bankgeschäft“, dessen Räume allerdings nur aus je einem Zimmer der 3. und 4. Etage eines Hauses am Georgsplatz bestanden. Der Herr Bankier besaßte sich auch nicht, wie er angab, mit Wechsel-, Darlehens- und Diskontgeschäften, sondern er machte solchen Personen, die in den Zeitungen ein Darlehen suchten, Versprechungen nach bekannter Art, bis sie 5.30 M. eingeschickt hatten. Dann ließ er nichts weiter von sich hören. Er hat auf diese Weise in mehreren Monaten 1900 M. erschwindelt, und muß für diese Art, den „Bankier“ zu spielen, wieder 2 Jahre in das Gefängnis wandern. Auch wurden ihm die Ehrenrechte auf 5 Jahre aberkannt.

Der kranke Kurgast. Nachstehende gerichtliche Entscheidung dürfte allgemein Interesse erregen: Eine Dame, die in Langenschwalbach wohnte, erkrankte dort an Typhus und mußte, da sie nach ärztlichem Ausspruch nicht reisefähig war, einige Zeit in der Pension bleiben. Die Pensionsinhaberin forderte nun im Klagewege Ersatz des ihr durch diese Krankheit entstandenen Schadens. Ihre Klage wurde von dem Landgericht Wiesbaden mit der Begründung abgewiesen, daß, da die Klägerin gewohnheitsmäßig Kurfremde in ihr Haus aufnehme, sie auch die Gefahr, daß ein solcher Kurgast in der Pension erkrankt oder stirbt, selbst tragen müsse. Daß aber die Dame im Bewußtsein, an Typhus krank zu sein, sich in die Fremdenpension habe aufnehmen lassen, was sie etwa zum Schadenersatz verpflichten könne, sei von der Klägerin nicht einmal behauptet worden. Somit sei ein vertragswidriger Gebrauch der Wohnung nicht bewiesen. Die von der Klägerin eingelegte Berufung wurde vom Oberlandesgericht unter Aufrechterhaltung der obigen Begründung zurückgewiesen.

Der Diebstahl in München. Der verwegene Diebstahl in der königlichen Münze, bei dem die Diebe mit 130 000 M. in neuen Zehnmarkstücken abzogen, bildete in ganz Bayern in den letzten Tagen das Tagesgespräch. Der Bestohlene, der Staat, hat für den Spott nicht zu sorgen, und der Spott ist diesmal wohl verdient, denn das Geld war mit einer Sorglosigkeit aufbewahrt, die man gar nicht für möglich halten sollte. Es ist recht unterhaltend — schreiben die „Münch. N. Nachr.“ am Tage, ehe die Täter entdeckt wurden —, da und dort den Stammtischweisheiten zu lauschen. So läßt sich der

Privatier K. im Café G. vernehmen: „Mi graits, des is do amal was anders, als wie die ewigen Nord; i les des iast scho bald nimmer, wenn so a Bazi den andern umbringt, des is in München scho bald nit V'sonders mehr!“ „Da hams scho recht, Herr Nachbar“, entgegnet ein alter Pensionist, „aber gscheidter is scho, es bringt oaner den andern net wegn a paar Mark'n um und holt si des Geld, wo toa — wie sag i denn glei — toa direkte Person gschädigt is. Wenn der Staat wirkli so dumm is und laßt si's Geld glei zentnerweis davontzugu, nachher ghörts eahm net besser.“

Neuschauern i. G., 30. Sept. Eine ergötzliche Episode vom letzten Manöver wird der „Saarg. Ztg.“ berichtet. Bei einem Bauerlein waren Soldaten einquartiert. Als diese morgens wieder ausgerückt waren, fand das Bauerlein ein Paket, das einer der Soldaten offenbar vergessen hatte. Im selben Moment sah er einen höheren Offizier vorbereiten und da war der Schluß gefaßt. Er nahm das Paket, lief eiligst zur Tür hinaus und dem Offizier nach. „Sie Herr Soldatenmeister“, rief er dann, als er ihn erreicht hatte, „do hott eene vun Euere Soldatebuwe bei mir das Ding da liegen losse, wellen Ihr es ehm nit mitnehme?“ Leider fand, er bei dem Offizier nicht das rechte Verständnis für seinen gutgemeinten Schritt.

Der Storch verteilt seine Gaben recht unweckmäßig. Dem Armen fliegt er zu oft ins Haus, dem Reichen zu wenig. Ein Tagelöhner in Pfulldorf z. B., bei dem sich voriges Jahr Zwillinge eingestellt hatten, wurde dieses Jahr mit Drillingen, zwei Anaben und einem Mädchen, beschenkt!

Auf einer Bauernhochzeit in Berdinghausen (Hannover) ging es hoch her. Ueber 350 Haushaltungen waren eingeladen und die Zahl der erschienenen Gäste betrug etwa 1000. Zu deren Bewirtung waren 900 Pfund Schweinefleisch herbeigeschafft worden, und da man befürchtete, daß es nicht reiche, wurde noch am Hochzeitstage ein 200-pfündiges Schwein dazu geschlachtet. Daneben wurde noch die Kleinigkeit von 1500 Pfund Mirdfleisch und über 250 Hühner angerichtet. Gebäck wurden mehr als 300 Buttertuchen. Da die Schar der Gäste in Häusern natürlich nicht unterzubringen war, hatte man fünf große Zelte errichtet.

Das Mundspülglas bei Hofe. Es gibt kaum einen europäischen Hof, an dem sich nicht allerhand Bräuche und Sitten erhalten hätten, die auf eine lange und ehrenwürdige Geschichte zurückblicken, in unserer heutigen praktischen und nüchter-

nen Zeit jedoch fast humoristisch wirken. Am Hofe der französischen Könige aus dem Hause der Bourbonen bestimmte ein sehr umständliches Zeremoniell, wie die königliche Majestät zu trinken habe, und es war da die Mitwirkung von so vielen Würdenträgern notwendig, daß eine geraume Zeit verging zwischen dem Augenblicke, da der König zu trinken verlangte, und dem, da er zu trinken bekam. Nicht weniger feierlich ward über all die Darbietung des Schüsselchens vollzogen in welchem der Monarch sich nach beendeter Mahlzeit die serenissimen Finger指尖 wusch, und des Glases oder Bechers, den er benutzte, um sich den Mund zu reinigen. Am englischen Hofe hat das Mundspülglas lange geradezu eine wichtige politische Rolle gespielt. Als die Dynastie der Stuarts vertrieben und durch das Haus Oranien, beziehungsweise Hannover ersetzt worden war, da hatten die höfischen Anhänger des alten Königsstammes, die sogenannten „Jakobiten“ sich ein originelles Erkennungszeichen ausgedacht, das ihnen zugleich Gelegenheit bot, am Tische selbst des neuen Herrschers, der in ihren Augen nur ein Usurpator war, ihre Treue zu dem Entthronten zum Ausdruck zu bringen. Das geschah, indem sie ihr Mundspülglas über die Schale zum Fingerwaschen hoben; dieser symbolische Akt sollte bedeuten, daß sie sich ihres eigentlichen königlichen Herrn erinnerten, — der durch das Wasser des Meeres von ihnen getrennt in der Verbannung lebte. Jetzt hat König Eduard VII., der ja in jeder Beziehung ein moderner Mensch und nicht mit Unrecht der Ansicht ist, daß das Mundspülglas seinem Throne keine Gefahr mehr bringen kann, ihm die Hoffähigkeit wieder verliehen. Man wird es also künftighin nach den großen Staatsdinern und den kleinen intimen Mahlen von Windsor Castle, Buckingham Palace und Sandringham House wieder den Gästen kredenzieren sehen. Unwillkürlich erinnert man sich dabei jener wohlüberlegten Anekdote, deren Schauplatz die königliche Residenz in München und deren Held ein braver, tüchtiger Maler war, für den höfische Etikette ein Buch mit sieben Siegeln bedeutete. Prinzregent Luitpold hatte den Künstler zu Tisch geladen, nachdem diesem die Ausstellung des Jahres eine Medaille gebracht hatte. Der Maler war ob dieser Ehre ebenso aufgeregt wie verlegen. Zunächst galt es einen Frack zu leihen. Das gelang. Dann aber nahmen ihn gute Freunde bei Seite und erzählten dem Gläubigen, am Schlusse des Dinners werde in dunkelblauen Gläsern ein ganz besonderer alter Wein gereicht, und Pflicht des zum ersten Male Erschienenen sei es, mit diesem Wein das Wohl des hohen

Die Schülersfahrt an die Wasserkante.

(1. bis 5. August 1906).

II.

In der Frühe des 3. August erhoben wir uns vom Lager und traten 6 1/2 Uhr die Reise nach Helgoland an. Kaum waren wir aber etwa eine halbe Stunde gefahren, so nahte ein mit Matrosen bemanntes, stinkes Dampferchen und verbot uns die Weiterfahrt. Ein Fort bei Bremerhaven hatte eine Schießübung auf Scheiben draußen in der Wesermündung und wir mußten fast 2 Stunden liegen bleiben. So kamen wir statt um 12 Uhr gegen 2 Uhr in Helgoland an. Unterwegs war ein gefährliches Gespenst über unser Schiff gegangen, die Seekrankheit. Besonders nach dem Passieren des Notefandleuchtturms in der Wesermündung machte unser Fahrzeug bedenkliche Schwankungen. Doch hielten die meisten stand. Auf Helgoland angekommen begaben wir uns sofort zum Mittagessen und durften dann unter Führung von Matrosen die Insel besichtigen. Sie besteht aus dem angeschwemmten Unterland und dem etwa 50 m hohen, mit spärlichem Gras bewachsenen, aus rotem Sandstein bestehendem Oberland.

Grün ist das Land,
Rot ist die Kant,
Weiß ist der Strand,
Das sind die Farben von Helgoland.“

Die Länge der Insel mag 16—1700 m betragen, ihre Breite 2—300 m. Jeder Teil trägt eine statt-

liche Ortschaft, deren Häuser und Gassen einen äußerst sauberen Eindruck machen. Von Aderbau kann natürlich keine Rede sein, daher lebt der Helgoländer vom Fischfang und Fremdenverkehr. Helgoland ist ein vielbesuchtes Seebad. Gegen die zerstörenden Fluten der Nordsee sucht man die Insel durch starke Zementmauern zu schützen. Die Nordseite birgt starke Befestigungen. Die Besatzung beträgt 250 Mann, worunter sich aber kein einziger Helgoländer befindet, denn diese sind noch bis zum Jahr 1910 militärfrei.

Nur ungern schieden wir von dem merkwürdigen Felsenland. Doch da half kein Zögern. Wir mußten heute noch nach Wilhelmshaven kommen, das wir nach 5—6stündiger Fahrt erreichen sollten. Während auf der Herfahrt die Schlingerbewegungen des Schiffes noch erträglich waren, so nahmen diese auf dem Weg von Helgoland nach Wilhelmshaven einen beinahe unheimlichen Charakter an, denn die Wellen trafen nun unser Schiff nicht mehr von vorn, sondern von der Seite. Ein größerer Dampfer hätte freilich die etwa 1 m hohen Wellen mit stolzer Verachtung überwunden. Bald sah es auf unserem Fahrzeug aus, als ob wir direkt aus der Seeschlacht von Helgoland kämen: man gewahrte eine ganze Anzahl Leicht- und Schwerkranker. Unser Schiff war allerdings nicht mit kostbarem Schwabenblut, sondern mit dem Mageninhalt der jungen Seefahrer bespritzt. Wäre doch erst der „Rote Sand“ passiert, wo die gelblichen Wasser der Weser sich mit den grünen Fluten der Nordsee mengen! Hier erreicht

der Wellengang seinen Höhepunkt, um dann wieder abzunehmen. Wir begrüßen die wackeren Wächter des Turmes, die Gesunden mit einem dreifachen Hurra, die Kranken mit einem traurigen Schwenken der Kopfbedeckung und einem schmerzlichen Augen-ausschlag, den aber die alten Seebären da oben absolut nicht verstehen wollen. Doch mit dem Näherkommen der Küste mußte auch die Seekrankheit wieder weichen. Die schon halb erloschenen Blicke belebten sich wieder und einer, der eben noch leichenblau in irgend einer Ecke gesessen war, meinte im Brustton der Ueberzeugung: „Wer dem Gotte des Meeres nicht sein Opfer darbrachte, ist kein echter Seemann“.

Die Dunkelheit war längst hereingebrochen, als wir in Wilhelmshaven landeten. Der Empfang gestaltete sich vielversprechend. Auf der Hafenanlage stand eine Matrosenkapelle, welche uns durch die ganze Stadt in unser Quartier, die Deckoffizierschule, geleitete. Im Kasino war der Tisch gedeckt und es mundete uns allen vortrefflich, denn die Musik hatte die letzten Spuren der Seekrankheit fortgeblasen.

Der 4. August war für Wilhelmshaven vorgelesen. Unter der Führung von Marineoberleutnant Haufer und einiger Matrosen besichtigten wir ein Kriegsschiff, ein Torpedoboot, die Hafen- und Werftanlagen, fertige und im Bau stadium begriffene Docks. Einzeln aufzufahren, was wir alles gesehen, würde zu weit führen und ist dem Einsender auch nicht möglich; es war des Guten fast zu viel. Alles sehnte sich gegen Abend nach etwas Ruhe und nach



Hausherren auszubringen. Und so kam es, daß der Malersmann tatsächlich am Schluß des Essens das Mundspüßglas ergriff, es mit Begeisterung erhob, den Prinzregenten dreimal leben ließ und die lauwarme Flüssigkeit in einem Zuge hinabstürzte, — zur sprachlosen Verblüffung aller Anwesenden.

Der Hase. Eine Leserin übermittelt dem Frankfurter „General-Anzeiger“ folgenden Schüleraufsatz: „Der Hase. Der Hase hat ein Maul wie ein kleiner runder Apfel. In dem Maule hat er zwei Zähne, die wachsen immer nach. Wenn er einen Tag nicht frißt, wächst er tausend. An den 4 Ecken hat er vier Beine. Der Hase jungt sehr oft, manchmal bis 20. Der Jäger schißt ihn nicht gern, weil er so oft jungt. Er hat einen kurzen Schwanz, was dahinter ist, nennt man eine Blume. Der Jäger nennt ihn ein Lampe. Seine Ohren sind Köffel. Er frißt aber mit die Zähne.“

(Wenn man im Schlaf gestört wird.) Wir lesen in der „Berliner Börsenzeitung“: Ein Zwischenfall, der aber eine gewisse Heiterkeit auslöst, weil er harmlos verlief, ereignete sich dieser Tage während einer Firtusvorstellung in Libau. Im Firtus erschien kurz nach Beginn der Vorstellung der Kommandeur der zweiten Minenkreuzer-Abteilung des Kriegshafens, Kapitän Wassiljew, als Zuschauer. Der rauhe Seemann, dem man auf den ersten Blick ansah, daß er sich einen Kausch zugelegt hatte, nahm in der ersten Zuschauerreihe Platz. Bereits nach wenigen Minuten neigte sich sein Oberkörper auf die Seite, die Nüßte rutschte ihm aufs Ohr, und lautes Schnarchen verkündete, daß er sich im Reich der Träume befand. Aber er wurde jäh aus seinem Schlafe erweckt. Ein Artist gab in der Arena während seiner „Arbeit“ ein paar Pistolenschüsse ab. Der Kapitän reckte sich empor und sah mit verglasten Augen dorthin. Offenbar besüchtete er einen Anschlag auf sich oder eine Meuterei, und in dieser Verkennung der Lage zog er seinen Revolver und gab ebenfalls ein paar Schüsse ins Blaue ab. Im ersten Augenblick waren die Zuschauer starr; als man aber sah, daß keinerlei Unglück angerichtet war, daß man dem Offizier die Waffe sofort abnahm und ihn dann unter den Klängen der Firtuskapelle an die Luft setzte, gewann doch die Heiterkeit die Oberhand.

Der Einfluß des Heiratens auf die Lebensdauer. Arme Junggesellen! Nun wird ihnen statistisch nachgewiesen, daß sie eine kürzere Lebensdauer haben müssen, die weil sie eben Junggesellen sind. Dies zeigt ein bekannter Arzt an der Hand statistischen Materials, indem er nachweist, daß die Ehe auf die Erhaltung und Fortdauer des Lebens höchst günstig einwirkt. Ja nach dem französischen Statistiker Devay gewinnt sogar ein Mann, der mit 30 Jahren heiratet, dadurch an seinem Leben elf Jahre. Wer mit 35 Jahren heiratet, gewinnt acht, und wer mit 40 Jahren heiratet, sechs Jahre. Nach dem 50. Lebensjahre aber hört dieser Gewinn auf. Hiernach kann ein jeder unserer verheirateten Leser selbst feststellen, wieviel er seither schon an Jahren profitierte. Für alle noch Unverheirateten liegt also

einem zwanglosen Zusammensein mit unseren Wilhelmshavener Führern. Diese folgten unserer Einladung bereitwilligst und so feierten wir noch einen gemüthlichen Abschied mit den uns lieb gewordenen Seeleuten. An ihnen hatten wir eine ganz besondere Freude. Man sieht ihnen auf den ersten Blick an, daß sie ganze Männer sind, Männer, die die Welt gesehen und meist auch dem Tod schon ins Antlitz gesehen haben. Reden und Toste, allgemeine Gesänge und vor allem das meisterhafte Spiel einiger Leute von der Musikkapelle sorgten dafür, daß die Abendstunden nur zu schnell zerrannen und die Fröhlichkeit einen hohen Grad erreichte.

Am Sonntag den 5. August, morgens 5 Uhr, begleitete uns die Musik auf den Bahnhof, woselbst wir um 6 Uhr in unseren zwei württembergischen Wagen den Rückweg antraten. Untenwegs benützten wir den Aufenthalt in Hannover und Frankfurt zur Entgegennahme kräftiger Mahlzeiten. Bei dieser Gelegenheit möge gesagt werden, daß die Verpflegung während der ganzen Reise eine vorzügliche war. Am Montag den 6. August, morgens 3 Uhr, fuhren wir in den Hauptbahnhof in Stuttgart ein. Schnell war die ganze Reisegesellschaft zerstreut, denn jeder sehnte sich nach der 21ständigen Eisenbahnfahrt nach Ruhe.

Bei der Kürze der Zeit und der großen Entfernung des Endziels der Reise konnte diese natürlich keine Erholungsreise sein. Das war ja auch nicht der Zweck. Aber im übrigen wurde den

Reisenden des Sehenswerten und Belehrenden bei verhältnismäßig geringem Kostenaufwand so viel geboten, daß sicher jeder Teilnehmer auf seine Rechnung kam und daß gewiß jeder eine Erinnerung mit nach Hause genommen hat, deren Wert nicht zu unterschätzen ist.

Teure Zeiten! hört man von allen Seiten klagen; und diese Klagen sind nicht unbegründet. Unsere Lebensmittel haben infolge verschiedener Ursachen, die an dieser Stelle aufzuweisen zu weit führen würde, fast durchweg eine, zum Teil sehr erhebliche, Preissteigerung erfahren. Am meisten werden davon, infolge der noch immer herrschenden Fleischnot, die Fette betroffen. Butter ist zur allgemeinen Verwendung selbst für die feinste Küche unerschwinglich geworden. Die sparsame Hausfrau — und welche Hausfrau wäre nicht sparsam, müßte nicht sparsam sein — ist genötigt, sich nach einem Ersatz umzusehen. Nicht jede sparsame ist aber zugleich eine kluge Hausfrau. Manche greift unbefehlt nach irgend einem Fett, wenn es nur billiger ist als Butter, ohne zu bedenken, daß sich die Verwendung eines geringen Fettes bitter rächt. Die kluge Hausfrau aber kennt ein Fett, das die Kuhbutter für alle Küchenszwecke nicht nur vollkommen ersetzt, sondern in mancher Beziehung sogar noch übertrifft, dabei ein reines Naturprodukt und kein Kunstzeugnis ist: das Pflanzenfett Palmöl, das infolge seiner hervorragenden Eigenschaften und seiner Billigkeit erfreulicher Weise immer mehr Aufnahme findet und

darin eine freundliche Mahnung, sich ihren Gewinn an Lebensjahren schnell zu sichern.

(Wozu sind die wilden Kastanien gut.) Der Kastanienbaum wird bekanntlich bei Anlegung von Alleen, größeren Spazierwegen und dergleichen mit Vorliebe auf beiden Seiten gepflanzt, weil er ziemlich rasch wächst und, einmal groß geworden, unter allen bei uns bekannten Bäumen den dichtesten Schatten, ja sogar Schutz vor nicht allzu starkem Regen gewährt. Wenn dies nicht wäre, möchte man fragen, warum man zu diesem Zweck nicht lieber die weit schönere Ulme, deutsche Pappel, Linde oder andere Bierbäume pflanzt, da der wilde Kastanienbaum außer der etwaigen Benutzung seines Holzes zum Brennen leider keine Verwendung hat. Trotzdem ist die wilde Kastanie ein äußerst fruchtbarer Baum. So ziemlich Jahr aus Jahr ein hängen die Kastanienbäume voll großer runder, von außen stacheliger, von innen prächtig rotbrauner Früchte, die gewöhnlich ungefähr gleichzeitig mit den Ballnüssen in der zweiten Septemberhälfte reifen. Um diese Zeit werden sie von den Gassenjungen mit Steinen herabgeworfen (obwohl sie vollständig gereift, von selbst abfallen) und in kleinen Säcken und Körben fortgeschafft. Fragt man die Jungen, was sie mit den Früchten anfangen, so antworten sie mitunter: „S' ist für die Sau.“ Sachverständige stellen dies jedoch in Abrede. Was die Kastanie (Aesculus L.) selbst für das Vieh ungenießbar erscheinen läßt, ist die große Härte der Frucht und ihr bitterer Geschmack. Sie wird aber dennoch, wie ihr Name andeutet, von Pferden gefressen und da man sie selbst auf Stärkemehl verarbeitet, enthält sie nachweisbar ein bedeutendes Quantum Nahrungstoff. Warum soll also dieses an die Frucht des Delbaumes erinnernde Gewächs nicht selbst dem Menschen als Nahrungsmittel dienen können? Es vergingen viele Jahrhunderte, ehe man heraus fand, daß die Olive nicht nur Öl liefert, sondern auch als Frucht genießbar ist, wenn man sie mit Lauge, Salz und Gewürzen behandelt. Man entziehe also der Kastanie ihre Bitterkeit, gebe ihr auch sonst schmackhafte Zutaten und man wird sehen, daß sie bei der jetzigen Vertenerung aller Lebensmittel eine billige und nicht ungesunde Nahrung abgeben wird. — Mein Vater verwendet seit Jahren die wilden Kastanien im Gartenland als Schutzmittel gegen Regenwürmer und gleichzeitig als Dünger. Er zerschneidet die braunen Früchte, gräbt sie über das Land verteilt ein und hat gefunden, daß die Regenwürmer, wahrscheinlich ebenfalls von dem bitteren Kastanienertract vertrieben, vollständig verschwinden; die Pflanzen gedeihen aber stets prächtig.

beiträge zur Chemie und Technologie des Malzkaffees brachte Dr. Jungbuhn, Privatdozent an der kgl. technischen Hochschule in Charlottenburg, in seinem bei Gelegenheit der diesjährigen Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte gehaltenen Vortrage. Bei der immer größeren Rolle, die der Malzkaffee in unserem täglichen Leben zu spielen beginnt, muß dieser Arbeit eine erhebliche wirtschaftliche Bedeutung zugesprochen werden. Der

bereits in jedem Kolonialwaren- und Delikatessgeschäft zu haben ist.

Einen Rekord im Backen von Brot hat ein englischer Bäcker namens Herbert Prosser in Edington geschaffen. Die Aufgabe, die sich dieser unternehmungslustigen Mann stellte, war keine geringe. Er suchte nämlich ein ganzes Feld Weizen, das noch in Ähren stand, so schnell in Brot zu verwandeln. Er kaufte das ganze Feld, wie es da stand, schnitt es, drock das Korn, verwandelte es in Mehl und dieses dann in Brot, alles mit Maschinen. Von dem Augenblick an, wo das letzte Korn auf dem Felde geschnitten wurde, bis zu dem Moment, wo das fertige Brot den Ofen verließ, vergingen nur drei und eine halbe Stunde. Das ist, wie Mr. Prosser wahrscheinlich mit vollem Recht behauptet, der neue Weltrekord. Uebrigens ist vor 3 Jahren ein ähnliches Experiment in England zur Ausführung gebracht worden, aber damals nahm die Prozedur doch noch etwas längere Zeit in Anspruch. Während der beiden letzten Jahre konnte der Versuch nicht wiederholt werden, weil die Saisons zu naß waren und der Weizen erst getrocknet werden mußte, ehe man ihn mahlen konnte.

[Bedenkliche Antwort.] Herr: „Mein Fräulein, ich bin bis über die Ohren in Sie verliebt!“ — Fräulein: „Ach, das hat mir Herr Lehmann gestern abend auch gesagt!“ — Herr: „Ja, aber meine Ohren sind länger, liebes Fräulein!“

Redaktion, Druck und Verlag von C. Wess in Uesenbürg

Redner faßte sein Thema in drei Hauptfragen zusammen: 1. Welches Produkt kann in Wahrheit als Malzkaffee bezeichnet werden? 2. Ist Malzkaffee koffeinfrei? 3. Was beweist die chemische Analyse? Auf Grund eingehender wissenschaftlicher Untersuchungen zeigte der Vortragende, daß der Genußwert des Erzeugnisses erst durch einen ganz bestimmten Mälzungs- und Keimprozeß der Roggerste seine höchste, vollkommenste Stufe erreichen könne und daß daher außerordentlich zahlreiche Produkte, die unter der Bezeichnung „Malzkaffee“ im Handel sind, minderwertig seien und in bezug auf ihre Ernährung- und Geschmackseigenschaften hinter den mit allen Hilfsmitteln einer vollendeten Technik hergestellten wirklichen Malzkaffee-Marken weit zurückstehen. Die Analysen zur Beantwortung der zweiten Frage ergaben, daß unter den verschiedenen Malzkaffeesorten selbst derjenige koffeinfrei ist, der durch Bearbeitung mit Stoffen aus der Kaffeepflanze ein kaffeähnliches Aroma und einen kaffeartigen Geschmack erhalten hat. Die dritte Frage wurde dahin beantwortet, daß die chemische Analyse keinen direkten Schluß auf den Gebrauchswert, d. h. auf die eventuelle Nährkraft des Präparates zulasse, da für die Beurteilung dieser Eigenschaft nicht die objektiven Analysenzahlen, sondern ein subjektives Moment, nämlich die Genußmittelqualitäten, entscheidend sind. Der Redner faßte schließlich das Resultat seiner Untersuchungen dahin zusammen: „Den Wert des Malzkaffees sehe ich hauptsächlich darin, daß er ein leicht auf Reinheit zu kontrollierendes Material ist, welches bei richtiger technischer Durchbearbeitung ein beförmliches, kaffeartiges, aber koffeinfreies Getränk gibt.“

[Kindermund.] „Was hätte Eva der Schlange sagen müssen, als diese ihr den Apfel anbot?“ — „Sie hätte sagen müssen: Ich will erst mal mit meinem Mann darüber sprechen; das tut Mutti immer!“

[Drohung.] „Där'n Se, wenn Se sich so was noch ämol erlob'n, da gann Se och ämol von mir Ausdrücke zu här'n begommt', wie m'r'sche sonst blos in d'r Familie gebraucht!“

[Bildervereich.] Richter (beim Verhör): „Nun, da will ich Ihnen einmal gerade das unter die Nase halten, was Sie soeben dem Kläger in den Mund legten und auch vorhin dem Hauptzeugen in die Schuhe schieben wollten.“

Citaten • Rätsel.

1. Vom Eise befreit sind Strom und Bäche.
2. Bis zum Himmel sprühet der dampfende Gischt.
3. Da fällt von des Atlans Rand Ein Handschuh von schöner Hand.
4. Ein ehrenwerter Meister, gewandt in Rat und Tat.
5. Kein Mensch muß müssen.

Aus jedem der obigen fünf Dichterstellen ist ein Wort zu entnehmen. Wer die richtigen fünf Wörter gefunden hat, kann sie so ordnen, daß ein bekanntes Sprichwort entsteht. Welches Sprichwort ist gemeint?